

einen Schock erfahren. Tatsächlich, auf dem Kissen lag ein Kahlschädel, und das war nicht einmal das Schlimmste. Das Schlimmste war etwas anderes. Das Schlimmste war: die Narbe. Auf der rechten Schläfe – nein, falsch, im Spiegel ist ja alles verkehrt, spiegelverkehrt –, auf der linken Schläfe, die mit einem Desinfektionsmittel orange bemalt war, klebte eine schwarze Raupe. Ich atmete durch, atmete durch, atmete so tief wie möglich durch. Das Zimmer kam mir bekannt vor – als läge ich schon länger hier. Rechter Hand glich der wurmstichige Schrank einem Beichtstuhl, und vorn, rechts vom Fenster, dessen Läden geschlossen waren, erhob sich aus dem Marmortisch einer Waschkommode ein Spiegel mit einer bräunlichen Dämmerung hinter dem Glas. Auf dem Bord lagen Verbände und Salbendosen sowie ein fremdes Necessaire. War es das falsche Zimmer? Auch die Reisetasche und erst recht der dunkle Wintermantel, der beinahe die ganze Tür verhängte, gehörten mir nicht. Hm. Sonderbar. Nichts passte zusammen. Geblieben war mir einzig mein Name und mit dem Namen die Herkunft und mit der Herkunft die Gewissheit, dass ich nie ein Necessaire aus rotem Plastic benutzen würde ...

*Abfall.* Vor achtzehn Jahren stand ich auf den schwarzen Gummimatten des sogenannten Sportbodens, vor seinem mächtigen Pult. Dahinter war der Senior eine Masse Finsternis, deren Umriss von der Pultlampe schwach beschienen wurden. Die etwas seitlich liegenden Augen werden gegläht haben, und wie ich ihn kenne, hat er langsam die Hörner gesenkt und durch die großen feuchten Nüstern ein Schnauben ausgestoßen. Doch war mir von unserer letzten Begegnung nur noch sein Versprechen in Erinnerung, mich, den verlorenen Sohn, in Gnaden wieder aufzunehmen – sofern ich dann einen Dokortitel trage. Und nicht vergessen hatte ich natürlich den Bannfluch, mir in den Rücken gesprochen, als ich ihn verlassen hatte: Mein lieber Abfall, du bist weit vom Stamm gefallen! Den ganzen Rest hatte ich vergessen, Freud würde sagen: *verdrängt*.

Als ich damals in die Werbeabteilung zurückkehrte, war mein Arbeitsplatz bereits geräumt, das Namensschild am Spind abgeschraubt, und der Reklamechef, wie üblich mit seinem Kreuzworträtsel befasst, erklärte mit bedauerndem Unterton, infolge des weiterhin rückläufigen Absatzes sei ihm der Assistent gestrichen worden, die Remington dürfe ich mitnehmen, sie werde hier nicht mehr benötigt. Dann hob er den Bleistift auf Ohrenhöhe und fragte: Abschied, englisch, acht Buchstaben?

Damals hatte ich passen müssen, heute wüsste ich es: Farewell. Bis zum Abend harpte ich schluchzend vor der Tür des Vorzimmers aus, wurde aber nicht mehr empfangen und machte mich schließlich auf den Weg, weinend und wütend und wild

entschlossen, es dem Senior heimzuzahlen. Ungefähr in der Mitte der Brücke über den Stausee wollte ich das Geländer überklettern und mich samt der Remington in die Tiefe stürzen, ins eiskalte Wasser. Allerdings hätte diese Tat einen Mut vorausgesetzt, der mir restlos abging, und so war ich nicht am Grund des Stausees gelandet, sondern am anderen Ufer. Ich versteckte mich im gefrorenen Schilf und wartete, bis ein letzter Freier aus der ovalen Tür von Calas Wohnwagen trat, den Hut in die Stirn drückte und in der Nebelnacht verschwand. Dann klopfte ich an und wurde von Cala mit einem Ausruf der Überraschung empfangen: *Was, du besuchst mich?!*

Eine Zeitlang war Cala richtig berühmt gewesen, und es soll heute noch Sammler geben, die für Kataloge mit ihren Fotos einiges hinblättern: Cala von hinten, die Arme in die Hüfte gestützt, die Beine leicht gespreizt, die Haare eine schwarze Flamme nach unten, die drallen Arschbacken in Latex gegossen. Nach Mimis Abgang hörte sie mit dem Modeln auf und übernahm den Haushalt in der Fabrikantenvilla, weshalb man im Werk allgemein davon ausging, dass die schöne Kalabresin meine Stiefmutter würde. Aber das hätte die Gute niemals zugelassen, aus der erhofften Heirat wurde nichts, und schon bald trug das Ex-Mannequin die Gummi-Corselets nicht mehr, um vor der Kamera obszöne Posen einzunehmen, sondern um ihre wachsende Fülle zu bändigen. Wie ihre Brüste wurde sie trägt, verbrachte den lieben langen Tag in der überheizten Küche der Villa und ließ sich von ihren Landsleuten – damals war die Belegschaft noch überwiegend italienisch – das Neueste aus dem Werk berichten. Dann saß ich still dabei, über ein Buch gebeugt, und tat, als würde ich lesen. Eines Abends war das Palaver plötzlich verstummt. Alle starrten mich an, und Cala sagte zu ihren Landsleuten, mit einem scheuen Seitenblick auf mich: Wir müssen vorsichtig sein, der Forabut versteht jedes Wort. Forabut ist kalabresisch und heißt Dreckskerl, Feigling, Schweinehund.

Nach ihrer Entlassung war Cala nicht, wie allgemein erwartet, in ihre Heimat zurückgekehrt, sondern im Tal geblieben. Auf der anderen Seite des Sees, der Gummifabrik direkt gegenüber, hatte sie im Kassenhäuschen der aufgelassenen Total-Tankstelle eine Nachtbar eröffnet und unten am Ufer einen Wohnwagen bezogen, an dem nachts, wenn über der Produktionshalle in mannsgroßen Neonlettern der Name Übel flammte, eine rote Laterne leuchtete. An den Abenden kamen ihre Landsleute herüber, heimwehkranken Männer, und an den Sonntagnachmittagen hockten auf den Barhockern die Lehrlinge, um Cala wie ein höheres Wesen anzuglotzen. Als die Einwanderungswelle aus dem Balkan die Italos weggeschwemmt hatte, gingen die Einnahmen der Nachtbar zurück, und die früher so schöne Kalabresin, älter und noch ein bisschen fülliger geworden, verlegte ihre Tätigkeit ganz und gar in den Wohnwagen, der

direkt am Wasser, gleich neben der Brücke, aufgebockt war. Hier, auf einer nach Sonnenöl und Fisch riechenden Matratze, hatten die meisten Lehrlinge der Fräcktaler Gummifabrik zum ersten Mal die Liebe praktiziert – bis auf einen. Ja, ein einziger traute sich nicht, im Wohnwagen-Puff seine Unschuld zu verlieren: der Forabut. So lernte ich die nach Sonnenöl und Fisch duftende Matratze erst später kennen, in der Nacht nach meinem Rausschmiss. Damals hatte ich meinen ersten Schwips (von Prosecco und Wodka) und wusste beim Aufwachen nicht mehr, wie die letzten Stunden verlaufen waren. Beide hatten wir an jenem Morgen kaum ein Wort gesprochen, auch darüber nicht, dass mir Cala eine Brieftasche in den Regenmantel geschoben hatte, wie ich später merken sollte: mit mehreren hundert Franken.

Im Postauto, das bei leichtem Schneefall das Hochtal verließ, kippten in den Kurven die Passagiere wie Scheibenwischer hin- und her, und genauso ging es mir mit den Abschiedsgefühlen – sie kippten von einem Extrem ins andere. Einerseits war ich froh, die Fabrik und den Vater verlassen zu können, andererseits ahnte ich voller Wehmut, dass es Jahre dauern würde, bis ich als frisch promovierter Herr Doktor (in welcher Wissenschaft auch immer) zurückkehren durfte. Am Ausgang des Fräcker Tobels spendierte mir Palombi, der Wirt der Alten Post, einen Toast Hawaii, dann begleitete er mich vor die Tür, wo wir unter der pissgelben Bierreklame noch eine Weile stehen blieben. Auch Palombi, ein gebürtiger Sizilianer, hatte früher zur Belegschaft gehört, als Vormann an den Vulkanisationspressen, und war nach seiner Entlassung in der Gegend geblieben, wie Cala, die Kalabresin.

*Max. eine Seite.* Zürich empfing mich damals nicht unfreundlich. Im Hinterhaus der Grauen Gasse 10 fand ich eine Mansarde, und nach den harten Jahren im väterlichen Werk erschien mir die Universität im wahrsten Wortsinn als Alma Mater, als nährendere Mutter, an deren Brüsten ich genüsslich sog. Die Räume waren besser beheizt als jene der Gummifabrik, durch die Wandelgänge wippten BH-lose Studentinnen, in der Mensa sprudelten Fruchtsaftautomaten, in den Seminaren Dozentenmünder. Anders als meine Generationenossen, die auf Sit-ins gitarrenklimpernd von einer besseren Welt träumten, war ich mit der vorhandenen durchaus zufrieden und saß oft bis elf Uhr nachts in der Zentralbibliothek, an jenen Pulten, wo sich Lenin durch intensives Hegelstudium auf die Revolution vorbereitet hatte. Meine eigenen Umsturzpläne richteten sich einzig und allein auf mich selbst, und eine Zeitlang sah es ganz danach aus, als würde ich erfolgreich sein. Von einem monatlichen Cheque aus dem Fräcktal alimentiert, trieb ich mich mehrere Semester durch die Hörsäle und Seminare, wurde nie durch Prüfungen

belästigt und erwarb mir Kenntnisse in diversen Wissenschaften. Natürlich war ich an Philosophie oder Geschichte stärker interessiert als an Chemie, aber auch da gab es Gebiete, die mich fesselten, etwa die Polymerisation, die Verwandlung von einfachen Molekülen in komplexe chemische Stoffe. Wäre meine Selbst-Revolution geglückt, wäre der neue Junior ein Polymer des alten gewesen, aber Prozesse dieser Art verlaufen kompliziert und meistens mit leimzäher Langsamkeit. Schnell und schneller hingegen floss die Zeit, und wollte ich jemals in die Firma zurückkehren, war das nur mit einem Studienabschluss möglich. Denn unser bekanntestes Produkt waren Dr. Übels Verhüterli, »reißfest preiswert gefühlsecht«, und selbstverständlich sah ich ein, dass auch der Nachfolger von Herrn Dr. Übel senior einen Dokortitel haben musste, um weiterhin die klinische Qualität unserer Produkte zu beglaubigen – das waren wir den Apothekern Drogisten Automatenutzern schuldig. Nur: Über Nacht wird man nicht promoviert (es sei denn, man ist mein Senior), und das hieß, dass ich nach einem mehrjährigen Dasein als Gasthörer der Universität Zürich die Matura nachholen musste. Gottseidank, der bürokratische Aufwand für die Anmeldung zur staatlichen Prüfung war bescheiden. Um zugelassen zu werden, genügte es, ein Formular auszufüllen und diesem einen Lebenslauf *von max. einer Seite* beizulegen.

Die Remington, mit der ich seinerzeit den Volltreffer »Wohlfühlhose« gelandet hatte, stand damals seit einigen Jahren auf dem Tisch meiner Mansarde, mit einer Gummihülle zugedeckt, und erinnerte mich an meinen verzweiferten Gang über die Brücke am Tag meiner Entlassung und an meine Feigheit – statt am Grund des Stausees war ich auf Calas Matratze gelandet. Es war ein lauer Sommerabend, als ich die schwarze Hülle abnahm, und schon bald wirbelten die aus dem Blatt geschossenen Konfettis durch die Luft wie seinerzeit beim Beschreiben der Gummiartikel. Mein Lebenslauf beschränkte sich auf wenige Daten: geboren am 21. Dezember 1950 als Sohn des Heinrich Elogus Übel senior und der Elena Rosa Maria Übel-Katz. Aufgewachsen im Fräcktal, dort Primar- und Sekundarschule, dann Lehrling in der väterlichen Fabrik und anschließend motorisierter Vertreter, der im gekachelten Untergrund von Bahnhöfen Bordellen Autobahntoiletten die Kondomautomaten betreute: Kasse leeren, Fächer füllen. Dann wurde ich in die Werbeabteilung versetzt, als persönlicher Assistent des Reklamechefs, wo mir beim Textieren des ersten Katalogs ein absoluter Hit gelang, ein Welthit: Wohlfühlhose, comfy pants! ... Und zugegeben, eigentlich hätte ich nur noch meine Entlassung und den Umzug nach Zürich hinzufügen müssen, dann hätte ich das Blatt zusammen mit dem ausgefüllten Formular abgeben können. Eigentlich. Aber. Aber! Aber im Morgengrauen war der Tisch mit den

Os übersät, die die Remington aus dem Papier geschossen hatte, war der Boden mit Papieren überstreut, der Aschenbecher mit Kippen überfüllt. Ich spannte das nächste Blatt ein, und das Ergebnis war: noch mehr Papierabfall, noch mehr Asche, noch mehr Konfetti, jedoch nichts an brauchbarer Selbstbeschreibung – als wäre ich ein unbeschriebenes Blatt.

Bei den Germanisten der Universität hatte ich Hugo von Hofmannsthals Brief des Lord Chandos kennengelernt. Der Lord leidet an der Sprache; die Wörter, gesteht er seinem Briefpartner, zerfielen ihm »im Munde wie modrige Pilze«. Das war mir aus der Seele gesprochen – wie der Lord fühlte ich mich von einem Objekt, sobald es schriftlich fixiert wurde, »durch einen brückenlosen Abgrund« getrennt. Ein Beispiel: Die Wassertemperatur des Stausees kletterte im Juli auf etwa zehn Grad, selten höher, aber die werkseigene Badeanstalt war errichtet worden, um Mimi, meiner Mama, die dauernd fröstelte, einen Sommer vorzugaukeln. Von ihrem Atelierfenster aus sollte sie auf frohbunte Sonnenschirme hinuntersehen, auf Liegestühle, auf den Sprungturm, auf lustvoll jauchzende Schwimmer. Das heißt, die Welt nahm die Badeanstalt am eisigen Gewässer gelassen hin, doch kaum stand sie bei mir auf dem Papier, erschien nicht etwa der Erbauer als durchgeknallt, sondern der Autor, der sie beschrieb. Und das war nicht einmal das Schlimmste. Das Schlimmste war etwas anderes. Das Schlimmste war: Wenn ich abends das herrliche Gefühl hatte, den Abgrund zwischen den Dingen und den Wörtern überbrückt zu haben, musste ich am nächsten Morgen mit der Enttäuschung fertig werden, dass ich mich weiter von der Badeanstalt entfernt hatte als je. Über Nacht waren meine Sätze versprödet wie alter Gummi, und so herrlich es war, hie und da vom Hochgefühl eines unerwarteten Gelingens durchschauert zu werden, so bestürzend war es, sich plötzlich mit der Frage konfrontiert zu sehen, wie ich ein Textkonvolut von dreihundertsiebzig Seiten über die werkseigene Badeanstalt im Curriculum Vitae *von max. einer Seite* unterbringen sollte. Da mich die Gute in meiner Katalogverfasser-Phase zu den unsinnigsten Abkürzungen gezwungen hatte, hasste ich Abkürzungen, doch nun wurde der Hass pathologisch. *Max. eine Seite* – die Formel wurde zum Horror. Ich schrieb und schrieb und schrieb, und je mehr ich schrieb, ganze Kladden und Schachteln voll, desto weiter entfernte ich mich vom angestrebten Ziel. Mein Text metastasierte zu einem mehrtausendseitigen Epos, und noch immer zeichnete sich kein Ende ab, ja nicht einmal ein Anfang. Was tun? Ganz einfach, ich würde den Papierberg wegschmeißen, dann ein frisches Blatt in die Walze der Maschine eindrehen, mich am 21. Dezember 1950 auf die Welt bringen und meine bisherige Existenz auf *max. einer Seite* zusammenfassen.